

Vladimir Vertlib

Namen

Ein dichter Nadelwald. Sumpfiger Grund. Im Frühjahr und Herbst versinken die Wagen auf der ungeteerten Strasse im Schlamm. Auf dem einzigen Hügel weit und breit die Ruine des Herrenhauses, ein beliebter Spielplatz für Kinder. Hinter einer scharfen Biegung erscheint plötzlich das Dorf am Fluß. Felder. Brachland. Holzhäuser, die sich um die Kirche, den kleinen Hafen und die Bahnstation gruppieren. Etwas abseits die Synagoge und gleich dahinter unser Haus mit dem Schuppen, wo das Eis im Sommer gelagert wird, den Gemüsebeeten und den beiden Apfelbäumen im Garten. Seit den großen Umbrüchen hat sich hier wenig geändert. Sogar Kirche und Synagoge stehen den Gläubigen noch zur Verfügung. Im dreißig Kilometer entfernten Nachbarort ist in der Synagoge nun ein Schweinestall und in der Kirche ein Club für Atheismus - geleitet vom Juden Raikin. Sie haben schon Humor, diese Kommunisten. Und sie haben Wort gehalten, zumindest was die Elektrifizierung des Landes betrifft. Entlang der Bahnlinie, am Fluß, haben sie Masten aufgestellt, glänzende Drähte gezogen. In jedem Haus hängt jetzt ein Glühbirnchen von der Decke. Fünf Laternen beleuchten die Hauptstraße, so daß man an mondlosen Nächten nicht mehr im Schlamm ausrutscht oder in Pfützen steigt. Bald wird nichts mehr so sein wie früher. Große Zeiten stehen uns bevor.

Nur daß in unserem Dorf viele Bauern die Lichtschalter nicht anrühren, denn was in der Nacht ohne Feuer leuchtet, kommt vom Teufel, sagen sie, und die Vorsitzende der örtlichen kommunistischen Jugendorganisation "Komsomol" weigert sich, am Samstag zu den Versammlungen zu kommen, weil Schabbat ist.

Ich kann darüber nur lachen. Ich bin klug und gebildet, gehe schon in die neunte Klasse der Rosa-Luxemburg-Mittelschule, nicht irgendwo, sondern in Mogiljow, wo man in der großen Halle der Hauptpost telefonieren kann, wo es eine Forstwirtschaftliche Hochschule gibt und wo bald sogar Straßenbahnen fahren werden.

Mein Vater ist Sekretär des Dorfsowjets, obwohl ihn seine Arbeit in der Regionalen Forstkooperative genügend in Anspruch nimmt. Deshalb hilft ihm mein Bruder, den nötigen Papierkram zu erledigen. In den Sommerferien, wenn ich von Mogiljow nach Hause komme, löse ich ihn ab.

Die Arbeit ist anstrengend, aber nicht schwer. Zur Zeit wird ein Allunionsdekret umgesetzt. Jedem Staatsbürger des Landes muß ein Personalausweis ausgestellt werden. Aus den umliegenden kleineren Dörfern und Weilern kommen die Leute in unser Gemeindeamt, wo ich hinter einem Schreibtisch sitze und mit schwarzer Tinte ein Formular nach dem anderen ausfülle, bis mir die Finger schmerzen.

Leschtschenko, Sachar Kirilowitsch, wohnhaft im Weiler Bolotkino, verheiratet, Landarbeiter, geboren am ...

Der junge Bauer kratzt sich am Kinn.

"Zwanzig Jahre werden es wohl schon sein, daß mich meine Mutter geboren hat", sagt er, überlegt noch einen Augenblick. "Vielleicht auch einundzwanzig."

Ich schüttle den Kopf.

"Haben Sie eine Geburtsurkunde?" frage ich. Er denkt nach.

"Ich hatte eine, glaube ich. Aber die ist sicher verbrannt mit dem alten Haus. Als ich auf die Welt gekommen bin, hat sich jedenfalls Antoschka, der alte Schmied, das Genick gebrochen. Das weiß ich von meiner Mutter, Gott hab sie selig."

"Ich habe nie von einem Antoschka gehört."

"Hm." Seine Augenbrauen ziehen sich zusammen, die Stirn furcht sich zu einem Dreizack.

"Es hat damals diesen furchtbaren Hagel gegeben, der die Tiere erschlagen hat, sogar Pferde." Vom großen Hagel haben mir schon andere erzählt. Das Geburtsjahr 1905 steht demnach fest.

"Kennen Sie den Tag Ihrer Geburt?" frage ich.

"Was weiß ich. Mein Gott, Mädchen, es gibt Wichtigeres im Leben."

Zum wiederholten Male weise ich auf den Stuhl. Aber er bleibt stehen, umklammert mit beiden Händen die Lehne.

"Es war im Frühjahr", sagt er. "Ein paar Wochen nach der Schneeschmelze."

Nach einigem Zögern trage ich den 5. Mai in die vorgesehene Rubrik ein. 5. 5. 1905 - das ist ein schönes Geburtsdatum. Für Juden ist die Fünf eine magische Zahl. Obwohl der Bauer kein Jude ist, soll er, wenn es nach mir geht, Glück haben im Leben. Er hat ein sympathisches Gesicht mit Grübchen in den Wangen und kräftige Arme. Wenn ich ihn anschau, überkommt mich ein eigentümliches Gefühl, angenehm und beängstigend zugleich, so daß ich schnell den Blick senke.

Ein anderer Bauer legt mir eine Geburtsurkunde mit Doppeladler und ausgebleichtem Stempel vor. "Wie unser Erlöser", sagt er stolz und zeigt mit dem Finger auf das Datum. Es ist der 24. Dezember 1887. Schnell rechne ich nach und schreibe: "6. Jänner 1888".

Er blickt mir über die Schulter.

"Aber Mädchen!"

Ich zucke zusammen. Ein häßlicher Farblecks breitet sich über das Blatt, verwandelt sich zuerst in einen Käfer, dann in eine Spinne. Ich taste nach dem Stofftuch in der Tasche meines Kleides.

"Der neue Kalender", murmele ich. "Der Gregorianische. Nach der Reform von 1918. Wir müssen die Geburtsdaten nach dem Kalender neuen Stils eintragen."

"Ich möchte aber meinen richtigen Geburtstag behalten!" bleibt der Bauer stur.

"Die Sowjetmacht hat dekretiert, daß ..." Ich springe auf und schreie. Mit einer heftigen Bewegung hat der Bauer das Tintenfaß vom Tisch gefegt. Die Tinte spritzt mir auf Schuhe und Strümpfe.

"Zum Teufel mit deiner Sowjetmacht, du Judengör!" brüllt der Mann und fuchtelt mit der Faust vor meinem Gesicht. "Zuerst requiriert sie mein Getreide, bis es meinen Kindern die Bäuche aufbläht, weil sie nichts zu fressen haben. Und dann nimmt sie mir nicht nur den Tag, sondern auch das Jahr. Gib mir mein Geburtsjahr zurück! Gib es mir zurück!"

Ich verstehe, daß wir von den grossen Zeiten noch weit entfernt sind. Der Bauer erhält, wonach er verlangt.

An den Abenden kommen mein Vater und der Vorsitzende des Dorfsowjets, um die Pässe zu unterschreiben. Links unten, auf dem Blatt mit den Personalien, setzt Vater, der Sekretär, seine Unterschrift, rechts der Vorsitzende, Iwan Murtschenko, genannt der Rote Wanjka. Im Weltkrieg hochdekoriert, im Bürgerkrieg Kommandant einer Roten Eliteeinheit, ist er für mich aufgrund seiner Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit der einzige wahre Kommunist unter den Bolschewiken. Doch an der Papierfront strauchelt er schnell. Angesichts der bereitliegenden Pässe hat er Schweißausbrüche. Er krempelt die Ärmel hoch und seufzt: "Ach! So viel Arbeit!" Wenn er schreibt, streckt er die Zunge aus, mit der er jeden mühsam gesetzten Strich auf seinem Oberlippenbart nachzuzeichnen scheint. Ein schiefes W, ein buckliges M. Am nächsten Tag werden die solcherart amtlich beglaubigten Dokumente ihren Inhabern ausgehändigt.

Eines Tages betritt eine junge Frau, sie ist vielleicht drei, vier Jahre älter als ich, die Amtsstube. Nichts in ihren Bewegungen verrät jene Mischung aus Mißtrauen, unterdrückter Angst und Ehrfurcht, die ich sonst meist erleben muß. Sie legt das Photo, das sie wohl wie alle anderen beim alten Isaak in seinem kleinen Atelier neben dem Bahnhof machen ließ, auf den Tisch und setzt sich unaufgefordert auf den Stuhl. Ihr Gesicht mit dem schmalen Mund und dem breiten Kinn kommt mir bekannt vor, aber ich denke vorerst nicht weiter darüber nach, breite mit einer über Wochen erworbenen Routine ein Formular auf dem Tisch aus, streiche über die leicht gerippte Oberfläche des breitkörnigen Papiers.

"Name?"

"Rabinowitsch. Riwka Mowschewna."

Die Stahlfeder kratzt leise und gleichmäßig. Meine Os sind rund wie Mühlsteine, die As wie flinke Äffchen mit langen Schwänzen. Und plötzlich fällt mir ein, woher ich das Gesicht der Frau kenne. Aus der Mühle stromabwärts, dort wo der Bach in den Fluß mündet. Die Mühle gehört der Kooperative und beschäftigt drei oder vier Arbeiter. Der ehemalige Besitzer, Mowsche Rabinowitsch, wurde nach der Übernahme als provisorischer Leiter bestellt. Vor einem Jahr ist er gestorben und durch einen anderen Verwalter ersetzt worden. Doch das Mädchen, das mir gegenüber sitzt, ist nicht seine Tochter. Sie heißt Jewdokija und ist Ukrainerin. Vor zwanzig Jahren ist ihr Vater als Arbeiter am Bahnbau in unsere Region gekommen und hier geblieben. Jewdokija ist mir aufgefallen, weil sie kräftig ist wie ein Mann und die Getreide- und Mehlsäcke mit einer so verbissenen Miene schleppt, als führte sie einen ganz persönlichen Krieg gegen sich selbst und die Welt.

Ich lege die Feder weg.

"Karaschtschuk", sage ich. "Jewdokija, eh ..., Isajewna, wenn ich mich nicht irre."

Ich schaue sie an und sie mich.

"Hast du nicht gehört? Schreib, was ich dir gesagt habe!"

Keine von uns senkt die Augen.

"Geburtsurkunde", flüstere ich. Mund und Gaumen fühlen sich plötzlich so trocken an.

"Hab' ich nicht", sagt sie. "Verloren, verbrannt, gestohlen ... Bin ich die Hüterin der Papiere meiner Eltern?"

Die letzten Sonnenstrahlen eines spätsommerlichen Tages fallen durch das offene Fenster der Amtsstube. Die über dem Tisch an einem ungesicherten Draht hängende Glühbirne schaukelt leicht. Ein ovaler Schatten tanzt über das Gesicht meines Gegenübers. In der Dämmerung wirken ihre Augen wie hinter einem Schleier, matt und unwirklich.

"Sonst irgendwelche Dokumente? Zaristische? Deutsche? Polnische?"

"Da! Schau her! Das ist mein Dokument!" Sie macht ein unanständiges Zeichen mit den Fingern und gibt einen jener langen, komplizierten und phantasievollen russischen Flüche von sich, die mit der Mutter oder Großmutter des Adressaten beginnen und mit seinen Kindeskindern enden.

Als hätte man mich mit Exkrementen beworfen.

"Du, hör auf damit!" höre ich mich sagen. Meine Stimme ist heiser und tief. "Hör auf, sonst hau ich dir eine runter! Hör auf!"

Alles muß ich mir auch nicht gefallen lassen von diesem Luder, das kaum älter ist als ich. Ich bin nicht irgendwer. (Trotzdem haben meine letzten Worte mehr als Bitte, denn als Drohung geklungen.) Ich bin eine Amtsperson. Ich erfülle eine wichtige Aufgabe. (Sie erschlägt mich, ganz ohne Zweifel!) In der Schule in Mogiljow bin ich die Beste der Klasse. Sogar der Direktor hat mich gelobt. (Dieser dumme Bauerntempel ist stärker als ich!) Meine Freundinnen schätzen mich. (Sie haßt mich, gleich schlägt sie zu!)

Sie steht auf, beugt sich zu mir über den Tisch. Etwas zieht sich mir im Magen zusammen.

Meine Hände drehen den Holzstiel der Feder, schneller, immer schneller. Wenn ich doch nur aufstehen könnte, um mir aus der anderen Ecke des Zimmers ein Glas Wasser zu holen.

Reflexartig drehe ich den Kopf zur Seite.

"Schlag mich! Versuch es!" Sie hat leise gesprochen, beinahe geflüstert. Es klingt fröhlich. Ein leichtes Lächeln huscht über ihr Gesicht. Sie setzt sich wieder, kreuzt die Arme auf der Brust, schlägt die Beine übereinander.

"Ich bin nicht lebensmüde", sage ich und lächle nun ebenfalls, kann wieder durchatmen.

"Was mußt du noch wissen?" fragt sie.

"Geburtsdatum!"

"15. November 1907."

Ich spüre, wie ihr spöttischer Blick auf mir lastet. Als würden kleine Nadeln in meinen Körper dringen. Ich springe auf, laufe zur Wand, zum Lichtschalter. Die 60-Watt-Glühbirne

verströmt ein sattes, kaltes Licht. Das Mädchen wendet mir die milchig-bleiche Maske ihres Gesichts zu - undurchsichtig, undeutbar, wie zuvor, als sie eingetreten war. Mit den gespreizten Fingern ihrer rechten Hand fährt sie durch ihr zerzaustes, blondes Haar. Diese Geste hat etwas Beruhigendes.

"Ich mache es so, wie du willst, die Sowjetmacht ist großzügig", sage ich und frage nun doch: "Aber wozu der falsche Name? Und ein jüdischer noch dazu. Die Leute wissen ja ohnehin, wer du wirklich bist."

"Kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten", antwortet sie schroff, doch habe ich das Gefühl, daß sie es mir trotzdem erzählen wird. Sie zögert einen Augenblick, mustert mich prüfend.

"Es ist nämlich so. Ich möchte in diesem elenden Kaff nicht bleiben. Meine Eltern sind sowieso tot, ich habe niemanden. Ich will was erreichen in meinem Leben. Ich geh nach Minsk oder sogar nach Moskau oder Leningrad."

"Aber wozu ..."

"Wozu? Gerade du solltest es besser wissen. Wer geht denn in der Stadt zur Schule, wo man all die klugen Dinge lernt, die man braucht, um irgendwann anderen anzuschaffen, anstatt Mehlsäcke zu schleppen? Du tust es und Chaim und Rahel, die Tochter des Kesselflickers, nicht Jewdokija. Wie erreicht man am besten seine Ziele in einem Land, wo die Krummnasigen regieren? Also! Schreib! Schreib! Und vergiß den Stempel nicht."

Es fällt mir schwer zu beschreiben, wie ich mich nach diesen Worten fühle. Wie mir das Blut ins Gesicht schießt, wie ich zittere, wie ich mich hasse, weil ich nichts erwidern kann. Ich habe Angst. Ich bin verwirrt. Ich bin ein kleines Mädchen. Ich hasse meinen Vater, der mir diese Arbeit aufgebürdet hat, der nicht bei mir ist und mich gelehrt hat zu schweigen. Ich hasse die großen Zeiten, die uns Glück bringen werden und die unser aller Sehnsucht sind. Ich schaue dem Mädchen nach, wie es festen Schrittes aus dem Zimmer geht und die Tür hinter sich schließt.

Aus einem in Arbeit befindlichen Roman